



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

VINCENT HAUUY

DER
DÄMON
VON
VERMONT

THRILLER

AUS DEM FRANZÖSISCHEN
VON MONIKA KÖPFER

TROPEN

Tropen

www.tropen.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Le tricycle rouge«
im Verlag Hugo et Compagnie, Paris

© 2017 by Hugo et Compagnie and Vincent Hauuy

All rights reserved.

Für die deutsche Ausgabe

© 2020 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: Zero-Media.net, München

unter Verwendung eines Fotos von arcangel/Edward Fielding

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-50473-6

DAS ROTE DREIRAD

Jeremy Harrington steht lächelnd vor dem Rosenbusch, denn er hat allen Grund zur Freude. In zwei Tagen wird er seinen fünfzigsten Geburtstag feiern. Dann wird Iris endlich einmal aus Pittsburgh herkommen, um ihm den kleinen Lucas vorzustellen.

Auf diesen Moment wartet er schon seit drei Jahren. Und als Krönung des Ganzen muss er nicht seinen idiotischen Schwiegersohn ertragen, der die hervorragende Idee hatte, geschäftlich nach Miami zu fahren. Dieser Sommertag könnte nicht perfekter sein: vom Aroma des frisch gemähten Rasens bis zum Duft der Petits Fours, der durch das Küchenfenster herausweht. Selbst seine Arthritis, die ihm zusehends das Leben schwermacht, hat er vergessen, ebenso wie die eingegangenen Mahnschreiben, die er kurzerhand in den Aktenvernichter in seinem Büro gegeben hat. Sein Blick kreuzt den seiner Frau, die gerade Wäsche im Garten aufhängt. Sie tauschen ein einvernehmliches Lächeln. Ja, das ist in der Tat der bislang schönste Tag des Sommers. Jeremy öffnet und schließt mehrmals seine verkrampfte Hand, um sie wiederzubeleben, ehe er zur Gartenschere greift, die in der umgegrabenen Erde steckt. Und während er eine Rose abschneidet und an das lockige Köpfchen seines Enkels denkt, bemerkt er nicht das kleine rote Dreirad, das den Howard Drive hinuntersaust.

Gerade als Timothy Carter eilig den Schlüssel in das Zündschloss seines nagelneuen Toyota MR steckt, fliegt die Haustür auf und

knallt gegen die Mauer. Lucy Carter streckt den Kopf heraus, winkt ihn herbei und hievt zwei große schwarze Müllsäcke vor den Eingang; einer davon ist prall gefüllt, und der Deckel einer Raviolidose ragt oben heraus. Er zieht eine schuldbewusste Grimasse und lehnt kurz die Stirn an die Fahrertür. Wie so oft hat er vergessen, die Müllsäcke hinauszustellen. Und schon hat er den dritten Rüffel des Tages von seiner Frau, diesem Hausdrachen, kassiert. Den ersten hat er bekommen, weil er die Milch auf dem Herd hat überkochen lassen, den zweiten, weil er die Ordnung der Schuhe in der Ankleide durcheinandergebracht hat, und nun den dritten, weil er die Säcke vergessen hat. Aber was soll's. Zum Teufel mit ihr, dieser eingebildeten Pute. Noch bevor sie wieder ganz im Haus ist, wird er sich wieder hinters Steuer geschwungen haben und voller Vorfreude in diesen Tag starten. Und wenn sie am Abend dann mit Lockenwicklern auf dem Kopf auf dem Sofa fernsieht und Eis aus einem Familienbecher in sich hineinschaufelt, wird er im siebten Himmel sein. Im Paradies in Gestalt eines Hotelzimmers im Days Inn & Suites. Und ihre Beschimpfungen wird er längst vergessen haben, wenn er sich mit der jungen Praktikantin vergnügt, auf die er seit einer Woche scharf ist.

Wenn das mal nicht ein aufgesetztes Grinsen und ein paar halbherzige dahingemurmelte Entschuldigungen wert ist und, sei's drum, ein Küsschen auf die Stirn seiner Frau. Und während er sich bückt, die schwarzen Säcke ergreift und Lucy ermahnt, nicht zu spät zur Arbeit zu kommen, denkt er an den runden Hintern unter dem Kunstleder-Minirock und an die vollen Lippen, die ihn in Plattsburgh erwarten. Als er zu seinem Wagen zurückgeht, ist das rote Dreirad bereits an seiner Garage vorbeigerollt.

Antonio Da Silva trinkt sein sechstes Budweiser an diesem Morgen aus und wirft die leere Flasche in den Metalleimer neben seinem Schaukelstuhl. Er pfeift auf die strahlende Sonne und die an diesem frühen Augustmorgen bereits hohen Temperaturen. Sein Bruder

schwebt zwischen Leben und Tod, und schuld daran ist er. Hätte er nicht mit Jackie herumgealbert und nicht zum zigsten Mal seinen dummen Witz über Juden und Araber zum Besten gegeben, hätte er Franck warnen können, als der Gabelstapler schwankte, und so womöglich verhindert, dass der tonnenschwere Kasten ihm den Bauch zerquetscht.

Antonio greift nach dem zweiten Budweiser-Sixpack, hievt ihn sich auf die Knie, holt eine Flasche heraus und entfernt mit den Zähnen den Kronkorken.

Während er sie in einem Zug leert, denkt er an seine Grillabende mit seinem Bruder. Auf dein Wohl, Franck!, sagt er, bevor er mit der leeren Pulle auf den Metalleimer zielt und ihn verfehlt.

Hätte er nicht in diesem Moment zu schluchzen begonnen und das Gesicht in den Händen vergraben, hätte er das rote Dreirad bemerkt, das gerade die Kreuzung Howard Drive und Haynes Terrace passiert.

Rebecca Law bemerkt das rote Dreirad sehr wohl, sieht, wie es vor der Windschutzscheibe in die Luft katapultiert wird, als sie den Blick wieder nach vorn richtet, nachdem sie sich kurz zur Beifahrerseite hinübergebeugt hat, um zwischen ihren Seminarunterlagen nach ihrem Ohrring zu suchen. Gerade als sie ihn mit dem Zeigefinger ertastet, lässt ein ohrenbetäubender Knall sie hochfahren, und sie denkt, ihr Buick Grand National ist mit einem wilden Tier oder einem auf der Straße liegenden Stück Holz zusammengestoßen.

Doch leider nein. Es war weder ein Reh noch ein Stück Holz.

Sie hält den Wagen mitten auf der Straße an, lässt den Motor laufen und öffnet die Tür. Dann schreit sie los, schreit selbst lauter als an dem Tag, an dem Jenny ihr eine echte Vogelspinne auf den Arm setzte, um sie zu überraschen.

Sie drückt die Fingernägel in die Wangen und heftet die schreckgeweiteten Augen auf die grauenvolle Szene vor ihr.

Jeremy Harrington lässt die Gartenschere fallen und stürzt auf die Straße hinaus.

Timothy Carter zieht den Schlüssel wieder aus dem Zündschloss und steigt aus dem Wagen.

Antonio Da Silva hebt den Kopf, wischt sich mit dem Handrücken über die Augen und läuft zu der Stelle, von wo die Schreie kommen.

Und während die Nachbarn einer nach dem andern aus ihren Häusern gerannt kommen und Rebecca immer weiter schreit, erblicken sie das rote Dreirad, die Blutlache, die sich ausbreitet, und den kleinen Jungen, der nackt auf dem Asphalt liegt.

Das Lächeln auf Jeremys Lippen erstirbt, und er denkt nicht mehr an den kleinen Lucas, der ihn in zwei Tagen besuchen kommen soll.

Timothy Carter denkt nicht mehr voller Vorfreude daran, wie er die Hände auf den wohlgeformten Hintern in dem Kunstleder-Minirock legen wird.

Und Antonio Da Silva hat vergessen, dass Franck nur noch atmet, weil er an einer Maschine hängt.

Nein. Sie wissen, dass genau in diesem Moment ihr Leben in Peru im Staat New York aus den Fugen geraten ist und nie wieder so sein wird wie zuvor.

APHRODITE KALLIPYGOS

Noahs Blick ist auf den Monitor gerichtet, aber er sieht durch den beleuchteten Bildschirm hindurch in eine unbestimmte Ferne. Seit gut zehn Minuten sitzt er vor der Versicherungspolice von Monsieur Alvarez, nimmt jedoch nicht wahr, was dort steht. Er sieht keine Wörter und keine einzelnen Buchstaben, sondern nur schwarze Flecken auf weißem Grund. Sein Blick dringt durch den unsichtbaren Schleier vor seinem geistigen Auge.

Noah atmet tief ein, spannt das Zwerchfell an, schließt die Augen und konzentriert sich auf seine Umgebung, um wieder aus dem Dunst aufzutauchen, in den die Schmarotzgedanken sein Bewusstsein hüllen. Als Erstes nimmt er das frenetische Stakkato wahr, mit dem der Kollege in der gegenüberliegenden Bürozelle die Tastatur bearbeitet, dann das Schnurren des Lüfters aus dem Rechner zu seinen Füßen und schließlich den Kaffeeduft, der aus der dampfenden Starbucks-Tasse in der Zelle nebenan steigt. Noah atmet aus, um endgültig seine Benommenheit abzuschütteln, und öffnet wieder die Augen. Der Trick funktioniert. Die schwarzen Flecken haben sich in Buchstaben verwandelt, und jetzt erkennt er die Sätze auf dem Bildschirm.

Schnell schaut er auf seine Uhr und runzelt die Stirn. Die Medusa will die fertiggestellte Akte bis Mittag auf dem Tisch haben.

Er dreht die Tastatur um, schüttelt sie aus, pustet auf die Tasten und verscheucht die letzten Krümel, die sich dazwischen verfangen haben.

Mit etwas Glück wird sein Martyrium bald ein Ende haben, vorausgesetzt, er verliert nicht wieder den Boden unter den Füßen.

Aber Noah ist guter Dinge, seine Krisen treten immer seltener auf, und die Rehabilitation trägt allmählich Früchte. Abgesehen von den Migräneanfällen, dem Zittern und den schlaflosen Nächten ist er auf gutem Weg.

Er greift zu seinem Notizheft und kritzelt das lateinische Wort »Hilaritas« ans Ende der langen Liste von ausgefallenen Wörtern, die bereits etliche Seiten füllen.

Dann beginnt er mit zwei Fingern zu tippen.

Nachname: Alvarez.

Vorname: Eduardo.

Als er aus dem Augenwinkel sieht, wie Rachel aus dem Büro der Medusa kommt, pflegt er rasch die Sozialnummer des Kunden ein. Seine großgewachsene rothaarige Kollegin fängt seinen Blick auf, lächelt und steuert auf seine Bürozeile zu.

Noah senkt den Blick, klickt mit der Maus und stampft ärgerlich mit dem Fuß auf, weil sein Herz schneller zu schlagen beginnt: Diese Wirkung hat Rachels Nähe auf ihn ... unter anderem.

Als sie sich neben ihn setzt, schluckt Noah, ehe er mit einem zaghaften Lächeln sagt: »Hallo, Rachel.«

Seine Kollegin lächelt ebenfalls, legt ihm eine Hand auf die Schulter und schaut auf den Bildschirm.

»Du solltest dich beeilen, Noah, Medusa hat ein Auge auf dich.«

Er zögert, ehe er antwortet. Ihr Haar riecht nach Apfelshampoo, am liebsten würde er es anfassen, die Finger in ihre dichte Mähne tauchen. »Ah, du nennst Mutti Wood auch so?«

»Ja, du hast da einen Trend gesetzt, der Name passt wirklich gut.«

Noah lächelt nervös. »Das stimmt, aber sie mag mich ohnehin nicht, und wenn sich das herumspricht und sie erfährt, dass ich ihr den Spitznamen gegeben habe, ist es ganz aus.«

Rachel schüttelt den Kopf. »Sie hat nichts gegen dich persön-

lich, sondern nur gegen dein Arbeitstempo. Und es stimmt schon: In der Zeit, in der du einen Bericht schreibst, schaffen andere zehn.«

Aus der Nachbarnische dringt Carls donnernde Stimme: »Hey, Noah, ich habe einen neuen Namen für dich: »Angsthase.«

Noah langt wieder nach dem Notizheft und schreibt: *Angsthase*.

Ob Carl das wirklich nur scherzhaft gemeint hat? Denn Noah hat tatsächlich Angst, Rachel anzusprechen. Ihre Attraktivität schüchtert ihn ein.

»Schreibst du immer noch besondere und ungebräuchliche Wörter auf?«, fragt Rachel.

»Ja, genauso wie Fremdwörter; das ist Teil meiner Therapie. Meine Psychiaterin, Mrs Hall, hat mir dazu geraten. Und es hilft mir tatsächlich.«

»Und was ist mit den Schmerzen in deinen Beinen?«

Noah langt nach der Dose mit den Schmerztabletten neben dem Monitor und schüttelt sie. »Ich komme mir vor wie Dr. House.« Er deutet auf den Stock, der am Rechner lehnt. »Wie du siehst, bin ich gut gerüstet, obwohl noch gar nicht Halloween ist.« Er lacht, auch wenn er es überhaupt nicht lustig findet.

Rachel offenbar schon, jedenfalls lächelt sie. Aus ihrem Blick spricht aufrichtige Zärtlichkeit. Nicht das übliche geheuchelte Mitleid oder die beschämte Zurückhaltung, die man ihm normalerweise entgegenbringt.

Dann spricht Rachel über die Akte, an der sie gerade arbeitet, über Probleme im Büro und beklagt die mangelnde Anerkennung, die sie im Unternehmen erfährt.

Aber er hört ihr gar nicht mehr richtig zu, hat sich schon wieder ausgeklinkt und fixiert einen unsichtbaren Punkt jenseits ihrer Schulter. Dann befreit er sich aus seiner Blase, senkt die Lider und fragt sich, woran ihn ihre runden Brüste erinnern.

»Noah, hörst du mir zu?«

»Tut mir leid, (*habe gerade deine Brüste angeglotzt*), ich habe den

Faden verloren.« Erneut schüttelt er die Pillendose. »Eine der Nebenwirkungen ...«

»Nicht schlimm. Ich muss sowieso wieder an meinen Schreibtisch zurück. Auf mich wartet jede Menge Arbeit ... und auf dich auch. Bis später.«

Noah schaut versonnen auf ihren Rücken, während sich Rachel entfernt.

Als seine Kollegin aus seinem Blickfeld verschwunden ist, nimmt er abermals das Notizheft zur Hand und schreibt mit zittriger Hand: *Aphrodite Kallipygos*.

Er seufzt. Der Noah von früher hätte nicht gezögert. Er hätte mit ihr gescherzt, ihr eine Kostprobe seines Humors gegeben, seine Intelligenz, seine Schlagfertigkeit unter Beweis gestellt. Am Abend wären sie auf einen Aperitif in eine Bar gegangen, dann in ein Restaurant, wo er sie erneut zum Lachen gebracht hätte. Und schließlich nach Hause in seine schöne Wohnung, wo sie eine stürmische Nacht verbracht hätten.

Aber ganz anders der Noah, der er heute ist. Für ihn gibt es nur noch verstohlene Blicke und Träume, die am Schutzwall seiner neuen Realität zerplatzen.

Und doch hofft ein Teil von ihm noch immer, dass alles wieder wie vor dem Unfall wird. Bevor er Maggie verloren hat.

Die Bürotür der Medusa wird zugeschlagen. Als sie entschlossen auf ihn zukommt, schaut Noah schnell wieder auf den Bildschirm.

Dennoch sieht er aus dem Augenwinkel, wie ihr rundes, von Make-up und Rouge bedecktes Gesicht im Rhythmus ihrer Schritte wackelt. Sie schreitet mit einem solch inbrünstigen Eifer voran, dass er fürchtet, ihre spitzen Absätze könnten den Teppichboden zerschlitzen.

Schwaden ihres berausenden Parfums kündigen ihr Kommen an. Als hätte sie eine ganze Flasche N° 5 über sich ausgeschüttet, denkt er.

»Mr Wallace. Wir schreiben das Jahr 2016, und Sie haben kein Handy?«

»Habe fest vor, mir eines zuzulegen, Mrs Wood, aber warum fragen Sie?«

Sie verzieht abfällig die dicken Lippen. Es würde ihn nicht weiter wundern, wenn sich ihre blonden Locken tatsächlich in Schlangen verwandelten und er zu Stein erstarren würde.

Er kann sich ein Lächeln nicht verkneifen.

»Ein gewisser Steve Raymond möchte Sie sprechen, er wartet unten vor dem Eingang auf Sie. Das ist das letzte Mal, dass ich einen Anruf für Sie entgegennehme, haben Sie verstanden? Ich bin schließlich nicht Ihre persönliche Telefonistin!«

Steve?

Dann hat ihn seine Intuition also nicht getäuscht. Wenn Steve Raymond, sein früherer Kollege, ihn abholen gekommen ist, kann er vielleicht wirklich seinen Dienst wieder aufnehmen.

Noah bückt sich nach seinem Stock und steckt die Pillendose in die Innentasche seines Jacketts.

»Darf ich fragen, was Sie vorhaben, Mr Wallace?«

»Ich überlasse die Medusa ihrem Schicksal. Ich muss eine andere Schreckgestalt schnappen.«

Oder ist es eher umgekehrt? Während er das Gebäude der IFG Companies verlässt, hat Noah das Gefühl, dass sich eine unsichtbare Faust in seinen Magen bohrt.

DER WEISSHAARIGE

Die Scheibenwischer kämpfen gegen die Regenmassen an, die auf die Windschutzscheibe prasseln.

Steve Raymond streicht sich über seinen grau werdenden Schnurrbart und stellt das Radio lauter.

Ein Song von Sinatra erklingt: für ihn ein guter Grund, die Lautsprecher ordentlich aufzudrehen. Die Melodie von »New York, New York« flutet den Innenraum des Wagens, und die Stimme des smarten Schmalzsängers vertreibt die drückende Stille.

Sie fahren über die Brücke, die den Sankt-Lorenz-Strom überspannt, und Noah presst die Wange an die eiskalte Scheibe, um sich einen Moment lang in dem mäandernden Muster der daran herab-rinnenden Regentropfen zu verlieren.

Steve greift nach dem kalten Hotdog, der neben dem Schaltknüppel liegt, und beißt mit den Backenzähnen eine Ecke davon ab. Er schlingt den Bissen hinunter, ohne zu kauen.

»Scheißwetter. Da muss man nur über die Grenze ins Nachbarland fahren, und schon ist es fünfzehn Grad kälter als bei uns. Dein erster Besuch in Québec?«

Noah schüttelt den Kopf. Seit er zu seinem früheren Kollegen in den Wagen gestiegen ist, hat er kaum etwas gesagt. Die meiste Zeit hat er Steve zugehört, der ihm von seinem Leben seit dem Unfall erzählt hat. Von der Vasektomie, der er sich auf Drängen seiner Frau hin unterzogen hat – die ihn zwei Monate nach der Operation verlassen hat –, bis zum letzten Weihnachtsfest in trauter Zwei-

samkeit mit seinem Vater, der es nicht lassen konnte, durch seinen Luftröhrenschnitt zu rauchen. Gut möglich, dass Steve ihm noch mehr erzählt hat, aber Noah hat ihm nur mit halbem Ohr zugehört.

Noah ist ganz woanders, bei Rachel. Er denkt an ihre langen kupferroten Haare, die er so gern anfassen würde. Er würde so gern mehr für sie sein als nur ein Freund ...

Während sich der Wagen dem Inselufer nähert, beobachtet Noah seinen Kollegen, der sich nach vorn beugt und mit dem Handrücken über die beschlagene Windschutzscheibe wischt. Sein Blick verweilt kurz auf Steves dunkelgeränderten Fingernägeln, den nikotingelben Fingern, auf dem fleckigen Kragen seines zerknitterten Hemds.

Er sieht einen einsamen, gebrochenen Menschen. Er sieht sich selbst.

Dann fragt er sich, wie viel Zeit seinem Freund wohl noch bleiben wird. Sein von der Couperose gerötetes Gesicht, der Schweißfilm auf seiner Stirn und die tiefen Ringe unter seinen Augen: Ob es wohl das Herz ist oder sind es die Nieren?, überlegt Noah. Vielleicht beides. Zu viel Salz, Stress und Cholesterin; allzu lange werden es deine Arterien nicht mehr machen, Steve, denkt er, während sein Blick zu dem halb aufgegessenen Hotdog wandert, den sein Kollege wieder neben dem Schaltknüppel deponiert hat.

Wie, um alles in der Welt, konntest du dich bloß so gehen lassen? Der Steve von früher war gut in Form, voller sportlichem Elan.

Der Wagen hat die Brücke verlassen. Sie fahren jetzt auf den Straßen der Île d'Orléans. Und Sinatra singt Weihnachtssongs.

Steve fährt sich mit einem Taschentuch über die Stirn. »Die Kanadier sollen nette Leute sein, heißt es. Was man, wenn du mich fragst, von diesem Bernard Tremblay nicht sagen kann. Er scheint es nicht zu schätzen, dass wir ihm ins Gehege kommen, und dann bringe ich auch noch einen Zivilisten mit. Besser, du lässt mich reden, okay?«

Noah nickt. Das ist ihm nur recht, er hat nicht vor, sich einzu-

mischen. Im Moment muss er seine ganze Energie darauf verwenden, das Zittern seiner rechten Hand in den Griff zu bekommen, und er fürchtet, dass sein Gehirn ihn im Stich lässt, wenn es drauf ankommt. Es ist jetzt fünf Jahre her, dass er zuletzt an einem Tatort war.

»Herrgott, ich schäme mich, es zuzugeben, aber ich bin ganz schön aufgeregt. Du und ich, wie in alten Zeiten!«

Noah hat eher gemischte Gefühle. Teils spürt er, wie die alte Leidenschaft in ihm erwacht, teils ist er voller Zweifel.

»Wir sind jetzt gleich an Saint-Pierre vorbei. Laut Navi ist es nicht mehr weit. Ich frage mich, was uns dort erwartet. Dass die uns so schnell kontaktiert haben, ich glaube, die kanadische Bundespolizei hat bei der Sûreté du Québec, der zuständigen Provinzpolizei, interveniert.«

Noah beunruhigt etwas anderes. »Seltsam, dass unsere Namen am Tatort aufgetaucht sind.«

Steve lacht hämisch. »Man könnte meinen, dass unser letzter gemeinsamer Auftritt uns zu Stars gemacht hat!«

Aus mir hat er einen Krüppel gemacht, und einen Witwer, denkt Noah.

Sie passieren das Ortsschild von Saint-Pierre und fahren auf der QC-368 weiter, um kurz darauf zur Farm Roberge zu gelangen.

»Sie haben Ihr Ziel erreicht!«, verkündet die weibliche Navi-Stimme und lässt Frank Sinatra mitten in »White Christmas« verstummen.

Steve deutet auf die vier Dodge Charger der Sûreté du Québec, die weiter vorn parken. Er schaltet das Blaulicht ein, um sich in dem sintflutartigen Regen zu orientieren, und hält dann auf dem vergilbten Gras an.

Eine lange Gestalt mit Regenschirm eilt auf sie zu.

Steve schaltet den Motor aus und öffnet die Tür. Der Kopf der langen Gestalt zeichnet sich im Türrahmen ab.

»Steve Raymond und Noah Wallace, nehme ich an?«

Steve zückt seine Dienstmarke von der Vermont State Police. »Ja, ganz recht. Ich bin Lieutenant Raymond. Puh, war eine ganz schön lange Fahrt hierher.«

»Inspecteur Bernard Tremblay. Heiliges Kanonenrohr, was für ein Sauwetter! Los, kommen Sie!«, ruft der Polizist.

Steve murrte etwas und steigt dann aus dem Wagen. Noah greift zu seinem Stock und verzieht vor Schmerzen das Gesicht.

Seine Schuhe versinken in dem aufgeweichten Boden. Die Erde ist von Furchen durchzogen, in die braungoldenes Regenwasser fließt.

Der Kriminalbeamte fordert sie mit einer knappen Handbewegung auf, ihm zu folgen, und geht dann auf dem schlammigen Weg voran. Steve macht ausladende Schritte, um den Pfützen auszuweichen, und versucht vergeblich, seinen Anzug vor Spritzern zu bewahren. Noah, der nicht über die gleiche Beweglichkeit wie sein Kollege verfügt, begnügt sich damit, einfach nur irgendwie voranzukommen. Mal bleibt sein Stock im Matsch stecken, mal rutscht er weg. Er versucht, sich nicht anmerken zu lassen, welche Mühe es ihn kostet, den beiden Kriminalbeamten zu folgen. Er ist noch keine vierzig, und schon ein alter Mann.

Bernard Tremblay bleibt vor dem Eingang zu einem Maisfeld-Labyrinth stehen und fischt eine Tic-Tac-Packung aus der Jackentasche. Er hält sie zuerst Steve hin, der sich eine Handvoll nimmt, dann Noah, der höflich verneint.

»Ich weiß ja nicht, wie es Ihnen ergehen wird, aber ich habe so was noch nie gesehen!«, ruft Inspecteur Tremblay. »Gottverdammich, einer unserer Jungs musste sogar kotzen.«

Noah betrachtet den großen Regentropfen an der Spitze der langen Adlernase des Kanadiers. Er irritiert ihn, am liebsten würde er die Hand ausstrecken und ihn wegwischen.

»Wo ist denn Ihre Leiche?«, fragt Steve, der auf und ab hüpfte, um gegen die Kälte anzukämpfen.

»Es sind zwei Leichen. Und sie sind kein schöner Anblick. Der

Mörder hat eine Schutzplane über sie gelegt. Vermutlich, damit der Regen sein Werk nicht entstellt. Und er hat sich ausgerechnet diesen Ausflugsplatz für Familien ausgesucht, dieser Scheißkerl!«

Noah sieht Inspecteur Tremblay an. Seine Gesichtshaut ist gelblich. Von einer Hepatitis? Er ist bestimmt nicht älter als fünfzig, auch wenn seine weißen Haare ihn älter wirken lassen.

Er holt sein Notizheft aus der Jackentasche, schirmt es mit einer Hand gegen den Regen ab und kritzelt mit der anderen: *Der Weißhaarige*.

»Was macht Ihr Kollege da?«, fragt Tremblay.

Steve hebt die Schultern. »Keine Angst, er hat zwar ein paar Ticks, aber er ist eine Koryphäe auf seinem Gebiet. Der beste Profiler, den ich kenne.«

Bernard Tremblay verzieht das Gesicht und zermalmt knirschend ein Tic Tac. »Na ja, wir werden sehen. Gehen wir.«

Doch als Tremblay das Maislabyrinth betritt, wird Noah aus heiterem Himmel von einer heftigen Migräne befallen. Er fasst sich mit beiden Händen an den Kopf, torkelt und beugt sich nach vorn.

Nein ... bitte nicht, tut das nicht ... Nicht sie, bitte, bitte nicht sie ...

Die männliche Stimme hallt urplötzlich in seinem Kopf wider, wie ein fernes Echo. Dann nimmt er den Geruch von verbranntem Plastik und gegrilltem Schweinefleisch wahr.

Noah bekommt einen Schluckauf. Galle steigt ihm die Speiseröhre hoch und setzt sich in seinem Rachen fest. Er unterdrückt den Brechreiz und richtet sich wieder auf. Die Stimme und die Gerüche sind verschwunden.

»Verdammt, was ist denn mit Ihrem Kollegen los? Ist er krank oder was?«

»Nicht wirklich, das sind die Nebenwirkungen der Medikamente, die er einnehmen muss«, erwidert Steve.

Sie gehen weiter durch das Maislabyrinth und gelangen auf eine schmale Lichtung. Ein Zeltdach ist über den Tatort gespannt, um ihn vor dem Regen zu schützen. Polizisten stehen um die Krimi-

naltechniker herum, die im Begriff sind, ihre Ausrüstung einzupacken.

Steve macht ein paar Schritte auf die Leichen zu, dann hält er sich die Hand vor den Mund. »O mein Gott!«, stößt er hervor.

Noah übergibt sich.

KRÄNKUNG

Noah bekommt nicht mit, wie sich Steve die Hand vor den aufgerissenen Mund hält und mit schreckgeweiteten Augen die Leichen anstarrt.

Die Geräusche um ihn herum sind verzerrt wie bei einem alten Kassettenrekorder, dessen Band sich verwickelt hat. Das pulsierende Summen in seinen Ohren verstärkt sich zu einem Tinnitus, der in seinen Ohren pfeift wie ein Teekessel auf dem Herd. Noah versucht, die Gesichtsmuskeln zu entkrampfen, indem er den Unterkiefer hin und her bewegt, und den Lärm in seinem Schädel zu verscheuchen. Vergeblich.

Er fischt ein Taschentuch aus der Jackentasche und tupft sich den Speichel von den Mundwinkeln.

Dann hebt er langsam den Kopf und stützt sich auf den Stock, um sich wieder ganz aufrichten zu können. Inspecteur Tremblay steht vor ihm, seine blaugrauen Augen leuchten in seinem gelben Gesicht wie Scheinwerfer. Die Adlernase und die weißen Haare lassen ihn wie einen Raubvogel aussehen. Seine Lippen bewegen sich, aber Noah nimmt nur ein unverständliches Kauderwelsch wahr.

As kei mit ien mwsier woles?

Das verwickelte Tonband entheddert sich, das Pfeifen wird schwächer, Leere breitet sich in seinem Kopf aus.

»Alles okay mit Ihnen, Monsieur Wallace?«, wiederholt Inspecteur Tremblay seine Frage.

Der Tinnitus ist wieder verschwunden. Noah atmet tief durch. Befreit sich aus seiner Benommenheit.

»Ja, es geht wieder, danke, Inspecteur.«

Die Miene des Kanadiers ist hart und anklagend. »Nun ... wir werden sehen.«

Von dort, wo Noah steht, kann er den Tatort nicht genau erkennen. Aber er kann sich vorstellen, was ihn erwartet. Der sintflutartige Regen konnte den Geruch nach Benzin, Plastik und verbranntem Fleisch nicht vertreiben.

Steve ist bereits über die gelben Absperrbänder gestiegen, die den Ermittlungsbereich begrenzen. Er spricht mit einem Mann, einem Zivilisten in Anzug und mit einem schwarzen Regenschirm in der Hand, der Coroner, der zuständige Untersuchungsbeamte, wie Noah vermutet. In der Nähe des Zeltdachs stehen zwei Beamte von der Spurensicherung, erkennbar an der Aufschrift auf ihrem Rücken, die Fotos machen.

Eine Hand senkt sich schwer auf seine Schulter. Es ist die von Bernard Tremblay. »Bevor Sie sich die Szene ansehen, möchte ich Sie nochmals darauf hinweisen, dass die hier ermittelnde Behörde die Sûreté du Québec ist. Unsere Techniker sind mit der Spurensicherung fertig, der Coroner hat seinen vorläufigen Bericht diktiert, jetzt müssen nur noch die Leichen für die Obduktion abtransportiert werden. Ich gebe Ihnen zehn Minuten, nicht mehr. Ah ja, und hier ist die Postkarte mit Ihren Namen darauf und vermutlich denen der Opfer. Wenn Sie sich alles angeschaut haben, möchte ich sie gern wiederhaben.«

Noah nimmt die Karte. Sie steckt in einem durchsichtigen Plastikbeutel. Mit dem Ärmel wischt er die Regentropfen weg.

Die Ansichtskarte zeigt ein Foto vom Château Frontenac in Québec. Auf der Rückseite steht:

Ein Geschenk für Noah Wallace und Steve Raymond
Jean-François Duval und seine Tochter Élise.

Trotz der Hülle entsteigt der Karte ein vertrauter Geruch.

Er schnuppert daran.

Myrrhe.

Noah erschauert. Der Mörder von damals hat auch immer Myrrhe bei seinen Opfern hinterlassen. Aber er ist seit fünf Jahren tot. Noah stand damals an vorderster Front der Ermittlungen.

Ein Nachahmungstäter? Nein. Denn dieses Detail war der Öffentlichkeit nicht bekannt.

Streng dein Gehirn an, Noah!

Er steckt die Karte in die Tasche seines Blousons, holt sein Notizheft heraus und tritt unter das Zeltdach. Als er den Blick auf die beiden Leichen heftet, sieht er keinen Tatort, sondern ein Fresko.

Eines der Opfer – vermutlich Jean-François – ist kopfüber mit Stacheldraht auf zwei zu einem Kreuz geformten Planken befestigt. Wieder verblüfft Noah die Parallele zu dem früheren Fall. Das ist eine Beleidigung, eine Profanierung. Er kritzelt *Kränkung* in sein Heft. Vor dem Leichnam kniet eine Gestalt in betender Pose – eine grausame Parodie. Aber ihr Kopf ist bis zur Unkenntlichkeit verkohlt, nur noch der Schädel ist auszumachen. Um den Hals ist ein halb geschmolzener Autoreifen drapiert.

Noah tritt etwas näher, um noch mehr zu erkennen. Die Wahrheit liegt immer in den Details. Das war der Wahlspruch des »Anderen«, des Mannes, der er früher einmal war. Er geht an Steve vorbei, der sich mit dem Coroner unterhält. Noah entgeht nicht, dass sein Kollege die Faust an den Mund presst – er erträgt kaum, was der Coroner ihm erzählt. Steve ist kein Polizist für Tatorte, er ermittelt lieber in der Welt der Lebenden; er ist gut darin, Schwächen bei den Menschen auszumachen, Unstimmigkeiten und Lügen in ihren Aussagen aufzudecken, aber er ist unfähig, dem Tod ins Auge zu blicken. Noah wendet sich wieder dem gekreuzigten Mann zu und kehrt in seine Konzentrationsblase zurück, die nur die Worte des Rechtsmediziners zu durchdringen vermögen.

... *Abtrennung der Lederhaut mittels eines scharfen Gegenstands.*

Die Ausführung ist akribisch, der Schnitt sauber, aber ganz besondere Sorgfalt hat er beim Tränenkarunkel walten lassen. Was das Instrument betrifft, würde ich auf eine Rasierklinge tippen ...

Konzentrier dich, Noah. Der Andere wäre schon längst draufgekommen. Du bist zu langsam.

Warum nur ein Auge? Damit das Opfer immer noch sehen konnte, mitbekam, was passierte. Wie der Kopf seiner Tochter, Élise, verbrannt ist.

... die Techniker haben Spritzen gefunden und Mepivacain-Ampullen, und diverse Einstichstellen am Körper des Opfers lassen vermuten, dass das Opfer mehrmals eine Regionalanästhesie erhalten hat ...

Er will seinen Opfern keine Schmerzen zufügen, denkt Noah.

»... der Penis wurde abgetrennt ...«

Und dem Opfer gezeigt, schlussfolgert Noah. Nein, keine Schmerzen, das nicht. Aber abgrundtiefes Grauen, durch Verstümmelung. Genau das gleiche Vorgehen legte der andere Mörder damals an den Tag.

... er hat die Knochen abgetrennt – Elle, Speiche –, sicherlich mit einer Säge ... Das Muskelgewebe wurde teilweise durchtrennt – die Flexoren und der Pronator teres –, sodass die Hände nur noch durch die Fingerstrecker am Unterarm befestigt sind ...

Warum hat er die Hände verdreht, um sie dann mit Stacheldraht an den Unterarmen zu befestigen?

... an den Körperseiten wurde die Haut abgezogen, fährt der Coroner fort.

Und dann mit einem Handtacker an Holzplanken fixiert, stellt Noah fest. Wozu? Was willst du damit ausdrücken?

Noah presst die Zähne aufeinander. Der Andere hätte es längst herausgefunden, hätte aus jedem Detail seine Schlüsse gezogen und die Tatmotive daraus abgeleitet. Er hätte den Mörder vor sich gesehen, seine Gedanken nachvollzogen, hätte ihn verstanden! Konzentriere dich, Noah!

Als er wieder nach seinem Heft greift, zittern seine Hände erneut, und sein Puls beschleunigt sich.

Sein Bewusstsein ist wie trübes Wasser, und jeder Gedanke ist ein Tropfen, der die Oberfläche kräuselt. Zu viele Fragen, zu viele Gedanken, zu viele Ringe auf dem Wasser.

Er hört nicht mehr, was der Rechtsmediziner sagt, sieht nicht mehr, wie Steves gerötetes Gesicht blass wird. Er spürt auch nicht mehr Bernard Tremblays Blick auf sich, der ihn die ganze Zeit beobachtet hat, als wäre er ein Außerirdischer.

Er ist umhüllt von undurchdringlichem Nebel, durch den er die Stimmen vernimmt.

Nein ... bitte nicht, tut das nicht ... Nicht sie, bitte nicht sie.

Papa!

(Schreie)

Élise!

Brandgeruch und das Gefühl von Hitze auf der Haut.

Dann hört er die Stimme eines Kindes, wie ein Flüstern an seinem Ohr:

Das ist ein Geheimnis. Das ist unser Geheimnis.

Mit einem Mal schält sich eine klar umrissene und helle Gestalt aus dem Nebel.

Noah öffnet die Augen, die Blase, in der er sich befunden hat, zerplatzt. Steve kommt auf ihn zu und sieht ihn hoffnungsvoll an.

Noah weiß, dass Steve auf die Geistesblitze des Anderen wartet.

»Und, Noah? Was denkst du? Hast du etwas entdeckt?«

Er schüttelt den Kopf. »Nur ein rotes Dreirad.«

WIE EINE EINZIGE E-MAIL ...

Grumpy hat Hunger. Und wie jeden Morgen miaut die Katze und springt aufs Bett.

Mit noch halb geschlossenen Augen verfolgt Sophie, wie sie schnurrend auf ihren Kopf zustakst. Gleich wird sie ihre feuchte Nase am Ohrläppchen spüren und dann die raue Zunge, die an ihrem Ohrläppchen leckt.

Sophie rührt sich nicht, sie möchte sich am liebsten nochmals zwischen den warmen Laken einrollen und die Nacht verlängern. Nur noch ein paar Augenblicke das Lecken der rauen Zunge genießen. Aber eine strenge Stimme in ihrem Kopf befiehlt ihr, nicht länger das Gesicht in das warme Kissen zu schmiegen, sondern endlich in die Gänge zu kommen. Sie kann förmlich den vorwurfsvollen Blick ihres Vaters sehen und wie sich seine große Stirn in Falten legt. Und Sophie weiß, wenn ihre Katze nicht gleich ihr Futter bekommt, wird sie ihr ins Ohrläppchen beißen oder schlimmer noch, ihre Krallen in das *Top Gun*-Filmplakat versenken.

Und Sophie wird nicht zulassen, dass Grumpy Tom Cruise auf ihrem Lieblings-Vintage-Poster noch mehr verunstaltet.

Sophie dreht sich auf die Seite, setzt sich gähmend auf, schlüpfte in ihre Pelzpantoffeln, steht auf und schaltet die elektrische Teekanne auf ihrem Schreibtisch ein. Dann startet sie die Playlist auf ihrem iPod. Die zufällige Wiedergabe lässt »It's raining again« von Supertramp erklingen. Ein Song wie geschaffen für diesen späten Herbstvormittag in New York.

Noch gibt sich Sophie ein wenig ihrer Trägheit hin, indem sie langsam ins Bad tapst. Aber wie jeden Morgen seit ihrer Rückkehr aus Kalifornien hat sie nicht vor, sich lange dort aufzuhalten. Das Wasser ist zu kostbar und darf nicht vergeudet werden. Zwei Minuten später steigt sie aus der Dusche und zieht sich ihr Lieblings-T-Shirt über, mit dem Schriftzug: *Kein Fleisch, keine Milch – kein Witz*. Sie ist zwar keine militante Veganerin – auch wenn einige ihrer Freunde eine Spaßverderberin in ihr sehen –, aber sie macht nun einmal keinen Hehl aus ihren Überzeugungen. Bring deine Meinung immer deutlich zum Ausdruck, meide die Heuchler und höre nur auf dein Herz, pflegte ihr Vater ihr zu sagen. Und diesen Rat befolgt sie.

Nachdem sie zwei Scheiben Toast mit Erdnussbutter gefrühstückt hat, sitzt sie an ihrem Schreibtisch, eine dampfende Tasse Matcha-Tee neben dem Foto von ihrer Familie: Die komplette Familie Lavallée vor dem Chalet in Mont-Tremblant; damals war auch David noch dabei. Sophie rückt ihren Pferdeschwanz gerade. Es ist elf Uhr, und auf sie wartet jede Menge Arbeit.

Sie klappt ihr MacBook auf – sie ist kein Apple-Fan, aber Charlie hat sie davon überzeugt, dass die Laptops aufgrund ihrer Akkuleistung ökologischer sind als andere Geräte – und setzt sich auf ihrem Stuhl gerade hin. Auf diese Weise wird sie den Tag und einen Teil des Abends verbringen. Wenn man beschließt, in Manhattan zu wohnen, kann man sich keinen Müßiggang erlauben. Bei einer Monatsmiete von zweitausendsechshundert Dollar für ein kleines Apartment in Süd-Harlem muss sie zusehen, dass Geld reinkommt – und hin und wieder auch Artikel schreiben, für die sie nicht brennt.

Aber bevor sie sich ihrem Blog zuwendet und auf die Kommentare antwortet, muss sie die eingegangenen E-Mails durchgehen.

Am ungeduldigsten wartet sie auf eine Mail von Charlie. Sie ist noch genauso verknallt in ihn wie am ersten Tag. Ihr Aufenthalt auf

dem riesigen Gnadenhof in Orland war bereits magisch, noch bevor er dort auftauchte; sie konnte dort ihre Tierliebe mit einer großen Gruppe Gleichgesinnter ausleben. Aber als dann dieser Adonis, der auf den ersten Blick ein bisschen wie Brad Pitt aussieht, zu ihnen stieß und sie anlächelte, war sie ganz und gar davon verzaubert. Und er sieht nicht einfach nur umwerfend aus, sondern ist auch brillant, nachdenklich und beschäftigt sich mit den Problemen des Planeten. Sie kann es kaum erwarten, dass er sie in New York besucht. Ihre Nachbarn sollen ruhig wissen, dass sie auch ein Liebesleben hat.

Auf der Suche nach einer neuen Mail von Charlie Travis scrollt sie von oben nach unten durch ihren Posteingang. Als sie den Namen entdeckt, macht ihr Herz einen Satz. Es ist mindestens die zwanzigste Mail in der Liste, aber die erste, die sie öffnet – wie immer ein bisschen bange. Seit sie sich zuletzt gesehen haben, sind zwei Monate vergangen, und sie fürchtet, dass sich das Sprichwort »Aus den Augen, aus dem Sinn« mal wieder bewahrheiten könnte.

Sie atmet tief durch. Kein anonymes »Es ist aus« aus der Ferne, sondern ein lakonisches »Ich liebe dich, mein Augenstern« und ein angehängtes Foto.

Sie klickt auf die Datei mit dem Namen *GoodMorningHoney.png*.

Es ist ein Selfie von ihrem Liebsten mit nacktem Oberkörper. Das Duckface, das er daraufzieht, wäre normalerweise ein Stimmungskiller für sie gewesen, aber diesen Fauxpas hat er locker wettgemacht durch das Herz, das er in den Sand hinter sich gemalt hat.

Witzig und romantisch zugleich. Es ist ihr ein Rätsel, wie sie es zwei Jahre lang mit ihrem Ex aushalten konnte. Der Gedanke an diesen zynischen und egoistischen Intellektuellen jagt ihr einen Schauer über den Rücken.

Nun gut, das gehört gottlob der Vergangenheit an. Es gibt doch nichts Besseres, als den Tag in der Gewissheit zu beginnen, geliebt zu werden – auch wenn der entsprechende Mensch viertausendfünfhundert Kilometer entfernt ist.

Sophie sichtet die übrigen Mails. Diesen Teil ihrer Arbeit mag sie am liebsten. Es sind überwiegend Kommentare von Followern ihres Blogs. Inzwischen hat sie sich einen Namen gemacht mit Reportagen über ungeklärte Fälle und Verschwörungstheorien. Was als Projekt für einen Journalismus-Workshop an der University of Columbia begann, ist jetzt ein gut frequentierter Blog. Und so kommt es, dass sie jetzt, zwei Jahre später, zahllosen Fans – und auch Trolls – antworten muss, die jeden ihrer Artikel kommentieren.

Die erste Mail ist von einem gewissen Charles Wilkins.

Ich bewundere das, was du machst, du bist wirklich die Beste, ich bin ein großer Fan von dir. Ich wohne in Brooklyn, wenn du willst könnten wir uns mal treffen, um miteinander zu diskutieren – oder um was anderes zu machen, schreib mir einfach. XX Charles.

Sophie verschiebt die Mail ins Archiv und zwar in den Untereordner »Potenzielle Psychopathen«. Die Formulierung »ich bin ein großer Fan von dir« erinnert sie an diese Irre in Stephen Kings Roman *Sie*, den sie dummerweise mit zwölf gelesen hat.

Die zweite Mail kommt von *WhitePenis97*.

Hey, Schlampe, ich würde wetten, du stehst auf Neger-Gang-Bangs.

Wirklich elegant, raffiniert, große Klasse! Sie zögert, in welche Schublade sie ihn stecken soll: entweder in den Ordner mit der Bezeichnung »Rassisten« oder »Sexuelle Belästigung«.

Ach was, solche Typen haben eine ganz eigene Schublade verdient. Sie legt einen neuen Ordner mit dem Titel »Rassistischer, sexistischer Stalker mit Pimmelkomplex« an und schiebt die Mail hinein.

Sie nimmt einen kräftigen Schluck von ihrem Matcha-Tee und lächelt. Blake, ihr bester Freund, zieht sie gern wegen ihrer Archivierungsmanie auf. Er hält sie für eine digitale Spielart ihres Umweltbewusstseins. Kein unnötiger Müll, alles muss recycelt werden.

Die nächste E-Mail hat einen Anhang. Einen.onion-Link.

Absender: Anonym.

Wortlaut der Mail: *Wenn Sie mehr über Edgard Trout wissen wollen, folgen Sie meinen Anweisungen, indem Sie auf den beigefügten Link klicken. Aber zuerst müssen Sie den Tor-Browser downloaden.*

Edgard Trout!

Ein Journalist, der in den Siebzigerjahren spurlos verschwand. Ein ungelöster Fall, über den sie recherchiert hat. Nicht ganz so berühmt wie Seymour Hersh, machte sich Trout einen Namen als Kriegsberichterstatter in Vietnam, und zwar als Aktivist gegen den Einsatz von Agent Orange gegen die vietnamesische Bevölkerung. Der anonyme Absender der Mail muss Sophies Artikel auf ihrem Blog gelesen haben.

Allerdings sind ihre Nachforschungen im Sande verlaufen. Trout hat seit 1977 kein Lebenszeichen mehr von sich gegeben, und niemand scheint sich wegen seines Verschwindens große Sorgen gemacht zu haben.

Sophie zögert, sie weiß um den schlechten Ruf des Darknet. Aber sie ist Journalistin, und die Neugier treibt sie an.

Also installiert sie den Tor-Browser und klickt auf den Link.